

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz
Band: 2 (1895)
Heft: 5

Artikel: Janssens achter Band durch Pastor
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-526635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich befindet und in unmittelbarer Berührung mit dem Volke steht, durch Fortbildung — Lesen von Zeitschriften, Studium entsprechender Bücher — sich selbst eine klare Einsicht verschaffen, um nötigenfalls mit Rat und That beistehen zu können; denn ein gutes Wort zur rechten Zeit behütet vor manchem verfehlten Schritte, der zu spät eingesehen wird und dann nur tief bereut werden kann.

3. Um Obiges zu erreichen ist ein drittes Bildungsmittel sehr zu empfehlen, nämlich der **Umgang mit gebildeten, reifen Männern**. Auch in Bezug auf die Schule ist der Umgang mit tüchtigen Amtsgenossen, soweit die lokalen Verhältnisse es ermöglichen, zu pflegen, denn in der Schule eines erfahrenen Meisters wird der junge Lehrer weit schneller und sicherer lernen als aus Büchern. Je jünger ein Lehrer ist, desto mehr muß er Rat suchen; die Bescheidenheit soll ihm klar machen, daß er noch vieles zu lernen hat und noch vieles besser machen müsse. Mit Dank sollen allfällige Kritiken von tüchtigen Männern über seine Schule angenommen werden. Er soll sich nicht für unfehlbar halten und sich selbst genügen wollen. (Schluß folgt.)

Janssens achter Band durch Pastor.

(fa.)

Schon bei Besprechung des VII. Bandes konnten wir den Namen Pastor nicht von demjenigen seines großen Lehrers Janssen trennen. Es bestätigt sich in immer hervorragenderer Weise, daß Janssen in seinem Schüler auch den richtigen Nachfolger gefunden hat. Schon die Neu-Auslagen des Janssenschen Geschichtswerkes durch Pastor, welche durchaus keine bloßen Wieder-Abdrücke sind, beweisen es. Die Erforschung der Reformationsgeschichte ist seit Janssens Tod nicht stehen geblieben. Jedes Jahr bringt neues Material und neue Ergebnisse; diese in das Janssensche Werk hineinzuarbeiten und es dadurch auf der Höhe zu halten, ist eine Mühe, die allerdings wenig beachtet wird, die aber deswegen nicht weniger verdienstlich ist. Durch seine so innige Verbindung mit seinem großen Meister erfährt Pastor ziemlich das gleiche Loos der Kritik wie Janssen. Diese hat allerdings, namentlich seit der Abrechnung Janssens mit seinen „Kritikern“ eine viel ruhigere, wissenschaftlichere Betrachtungsweise angenommen als früher. Zwar hat noch unlängst ein Dr. Panizza auf die Fensterscheiben des Hrn. Herder und den Kopf des Professor Pastor als geeignete Objekte für schlagende Beweisführungen aufmerksam gemacht; aber selbst im protestantischen Lager werden solche Gefühlswandlungen höchstens als „unfreiwillige Scherze“ behandelt. Der 7. Band, von Pastor herausgegeben und teilweise von ihm selbst geschrieben, wurde wohlwollend aufgenommen. Ein Gleiches darf der achte Band erwarten.

Daß er bei „Herausgabe und Ergänzung“ desselben nach denselben Grundfäden verfahren ist, die er im Vorworte zum siebenten Bande dargelegt hatte, zeigt uns der erste Blick. Pietätvoll hat er das Manuskript seines großen Meisters geschont und gewissenhaft bezeichnet, was er vom Eigenen hinzugefügt hat. Und dessen ist nicht wenig. Über 70 Werke sind von Pastor neu herangezogen worden; zahlreich sind seine Anmerkungen und zwei über 100 Seiten umfassende Kapitel rühren vollständig von seiner Hand her.

Zanßen hat im ersten Bande die allgemeinen Zustände Deutschlands beim Ausgange des Mittelalters in einer von der frühern Auffassungsweise durchaus verschiedenen Art geschildert. Im zweiten Hauptteile (Band 2—5) fand das Reformationsjahrhundert von Luther bis zum 30jährigen Kriege chronologisch seine Darstellung. Der achte Band nun schließt den dritten Hauptteil ab, worin uns eine rückblickende kulturhistorische Betrachtung derselben Periode geboten wird. Es soll diese das Bild der Vorgänge auf politischem und religiösem Gebiete ergänzen und eine vollständige Erklärung der folgenden Katastrophe bieten. Damit ist auch die alte Sage, daß die Reformation die Erlösung aus mittelalterlichen Barbarei bedeute, gründlich zerstört. Statt Aufschwung haben wir in Kunst und Volkslitteratur einen gräulichen Verfall erfahren müssen. Während dann im siebenten Bande (Schule und Bildung) doch wieder einige Lichtbilder sich einmischen, finden wir im vorliegenden achten Bande, auf volkswirtschaftlichem, gesellschaftlichem und religiös-sittlichem Gebiete recht trostlose Zustände. Freilich in Zeiträumen des Niederganges tritt das noch vorhandene Gute und Schöne vor dem überwiegenden Bösen und Niedrigen in den Hintergrund. Zanßen und Pastor suchen übrigens auch die Lichtseiten des 16. Jahrhunderts dadurch zur Geltung zu bringen, daß sie den erschütternden Klagen auch aus dem protestantischen Lager gegen den allgemeinen Verfall ihr gebührendes Recht einräumen. Denn gerade hierin liegt doch eine gewisse Reaktion des sittlich-religiösen Geistes der Zeitgenossen.

In der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts nimmt Deutschland noch eine bedeutende Stellung ein. Aber mit der politischen Auflösung, mit dem Sinken der geistigen und sittlichen Zustände bereitet sich in der zweiten Hälfte schon der wirtschaftliche Ruin vor. Damit gehen allerdings noch andere Thatsachen Hand in Hand. Der Jahrzehnte dauernde niederländische Krieg verhindert größtenteils den überseeischen Ausfuhrhandel von Norddeutschland. Der Sundzoll Christians III., der für den König zu einer eigentlichen „Goldgrube“ wurde, gab den alten berühmten Hansestädten den Todesstoß. Schon vorher hatten in Schweden König Gustav Wasa und in England Eduard VI. den Hanseaten alle ihre herkömmlichen Freiheiten genommen. Die Handelspolitik der Nord- und Ostseestaaten machte sich immer mehr

von der so geschwächten Hanfa los. England verstand aus dem Zoll- und Abgaben-Kriege der Hanfastädte gegen einander den meisten Nutzen zu ziehen, so daß einzig der niedersächsische Kreis den Wert der englischen Waren binnen 50 Jahren auf 32 Millionen berechnete, die aus dem Reiche gingen. So konnte ein altes „Lied der deutschen Hanfa“ singen:

„Vorzeiten wart ihr Hänse
Berühmet mit der That,
Jetzt sagt man, seid ihr Gänse,
Von schlechter That und Rat.“

Der inländische Markt litt großen Schaden durch den groben Unfug, den man mit Zoll- und Monopolwirtschaft trieb. Schamloser Wucher und kapitalische Ausschreitungen waren an der Tagesordnung. Man glaubt sich in die Zeit der französischen Kupferringe und des Panamaschwindels versetzt. Zwar standen die kirchliche Lehre vom Eigentum und dessen Erwerbung durch „wertschaffende Arbeit“, die Gebote und Verbote über Zins und Wucher immer noch in Kraft, ja selbst die Reichsgesetzgebung erkannte die reinen Darlehenszinsen nicht an. Auch Luther stand in diesen volkswirtschaftlichen Anschauungen ganz auf Seite der Kirche. Nichtsdestoweniger nahmen selbst gefeierte Theologen den Wucher in Schutz, und allgemein sind die Klagen über die beschneidenden und unbeschneidenden Juden. Wirkung und Ursache zu gleicher Zeit war hierbei das gänzlich verrottete Münzwesen, wobei offene oder verschleierte Falschmünzerei hoher Obrigkeiten die Krone bildete. Die kleinen Reichsstände beschäftigten sich namentlich mit dem Brechen und Einschmelzen guter grober Sorten in schlechte Sorten. Die geringwertigen Halbbagen, Groschen und Pfennige wurden „wagen- und faßweise“ nach der Frankfurtermesse und ganze Häringstonnen geringhaltiger Pfennige in die österreichischen Erblande eingeführt. Mit dem Verfall des Münzwesens stand in engem Zusammenhang der Verfall der Bergwerke. Eine Tagsatzung zu Baden (Schweiz) erklärte deshalb 1585: „eine mit den Reichsmünzen gleichwertige Münze zu prägen sei unmöglich aus Mangel des Silbers, weil die bei ihnen vor Zeiten gewesen Bergwerke alle oder doch zu mehrerem Teil in Abgang geraten“ seien. Der braunschweigische Bergrat Georg Engelhart Löhneiß führt 12 Hauptursachen des Verfalls an, wobei Untauglichkeit und Betrüglichkeit der Bergbeamten nicht die letzte Stelle einnahmen. Mit dem Sinken des einst so ergiebigen Bergbaues ging auch die Verschlimmerung der Lage der Bergarbeiter Hand in Hand. Die Klagen über Trugsystem, Verlängerung der Schicht, Lohndruck bei steigenden Preisen wurden im 16. Jahrhundert mit mehr Recht erhoben als heute.

Unabwendbar vollzieht sich unter diesen Verhältnissen der Verfall des deutschen Gewerbes. Von der Ausfuhr wurde es immer mehr abgeschnitten; im Innern, eingeschränkt durch unsinnige Territorialzölle, blieb es auf die

nächste städtische Kundschaft und auf einen Bauernstand angewiesen, dem infolge der verheerenden innern Kriege jede Kaufkraft genommen war. Die Zünfte verknöchern in Selbstsucht; die einst blühenden, lebenskräftigen Gesellenverbände lösen sich auf, nicht am wenigsten infolge der kirchlichen Neuerung, indem durch Abschaffung der mit ihnen aufs engste verbundenen kirchlichen Bruderschaften der religiös-sittliche Halt ihnen entzogen wurde. Traurige Bilder hartnäckiger Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen entrollen sich vor unserem Geistesauge

Sein bestes inländisches Absatzgebiet aber verlor das Gewerbe im Bauernstand, dessen Schicksal in den meisten Gegenden durch den großen Bauernkrieg besiegelt war. Das bluttriefende Jahr 1525 öffnete die Pforte, durch welche die volle Leibeigenschaft hereinbrach. Von der Mitschuld an der Knechtung und Proletarisierung des wichtigsten Nährstandes sind die neugläubigen Theologen nicht ganz freizusprechen. Namentlich Luther und Melancthon trifft eine große Verantwortung. Letzterer schrieb, seitens der Bauern sei es „ein Frevel und Gewalt, daß sie nicht wollen leibeigen sein“, denn es sei wider das Evangelium und habe „keinen Schein.“ „Ja, es wäre von Nöten, daß ein solch wild, ungezogen Volk, als Teutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, denn es hat.“ Luther schrieb in seinen Predigten über das erste Buch Moses: „Gesinde und Dienstleute würden am besten wieder einer Leibeigenschaft unterworfen, wie sie bei den Juden vorhanden gewesen sei.“ Kein Wunder, wenn durch das Beispiel der Reformatoren aufgemuntert der Jurist Ernst Cothmann die Behauptung aufstellte: Schon die Thatsache, daß einer ein Bauer ist, genügt zum Beweise seiner Leibeigenschaft. Die Bilder, durch welche uns Janssen die Freiheit entwirft, welche das 16. Jahrhundert dem Bauernstande namentlich in den nord- und ostdeutschen Territorien gebracht hat, sind wahrhaft schaudererregend. Die willkürlichen Frondienste werden gesteigert, die Freizügigkeit der Bauern verboten, der Zwangsgesindedienst und das „Bauernlegen“ legalisiert. „Sekund ist die Zeit, da der Bauer weint.“ In den neunziger Jahren brachen deshalb ernste Aufstände der gequälten Bauern in Ober- und Niederösterreich aus. Allein sie wurden niedergeworfen und blieben nun ihren Gutsherren preisgegeben, deren unbeschränkte Jagdrechte sie vollends zur Verzweiflung trieb. „Das Wild ist unzählig vorhanden“, die Hirsche weideten wie zahmes Vieh auf den Äckern. Den Bauern aber war strenge verboten, Zäune um ihre Wiesen und Äcker zu ziehen oder das Wild durch Hunde von denselben abzuhalten. Wildjagd wurde in nicht wenigen Fürstentümern mit dem Tode bestraft. Mit dem „Jagdteufel“ verband sich in diesen fürstlichen Jagdwüterichen oft sogar der „Blutteufel“, indem sie arme Bauern in die Haut eines erlegten Hirschen oder eines andern Wild einnähten und von den Hunden zerreißen

ließen oder sie sonst zu Tode hekten. Zu dem Wildschaden kamen noch drückende Jagdfrohnden, und die Krone des ganzen grausamen Systems bildete eine Jagdgehregung, die aus der Verachtung des menschlichen Lebens entsprang.

Ein Bild fast ohne jeden Lichtblick ist die Schilderung des Fürsten- und Hoflebens jener Zeit. Die Gestaltung der Hofhaltung wurde immer großartiger, während der materielle Wohlstand immer tiefer sank. Der Kleiderprunk, die Hoffestlichkeiten, die Hochzeits-Ausstattungen, die Feierlichkeiten bei Kindertaufen und Vermählungen sind nicht mehr bloß ein vornehmer Luxus, sondern der Ausdruck eines wüsten Genußlebens. Wohin man in den obersten Kreisen blickt, trifft man geistige Verödung, prozenhafte Verschwendung, grobe Sinnlichkeit, vor allem ein viehisches Saufen. Die Trunksucht entwickelte sich so recht zum Nationallaster. Selbst hochgestellte Frauen verfielen dem Laster und trunksüchtige Bischöfe gereichten dem Volke zum größten Ürgernisse. Die religiöse Neuerung darf auch hierin von Schuld nicht freigesprochen werden: die Verhöhnung des Fastengebotes und der guten Werke überhaupt mußte das Volk dem Saufteufel und der Völlerei in die Arme treiben. Beim bloßen Trinken blieben aber diese fürstlichen Säufer nicht, sondern gingen natürlich zu Unzucht, Prügeleien und Zoten über, welche die entsprechende Würze ihrer „starken Trünke“ bildeten.

Ein solches Luderleben brachte notwendig Unordnung in die Landesverwaltung und speziell in die Finanzverwaltung, woraus dann Steuerdruck und sonstige Maßregeln tollster Art hervorgingen, gipfelnd in der „Goldmacherei,“ durch die mancher Fürst zum Narren und Bettler geworden ist. Lügen nicht die schlagendsten Beweise vor, wir könnten es fast nicht glauben, daß deutsche Fürsten durch Alchymisten und andere Charlatane sich so hineinlegen ließen, daß das Schwindlerpaar Philipp Sömmering und Anna Ziegler am Hofe des gelehrten Herzogs Julius von Braunschweig 3 Jahre lang ihr verbrecherisches Treiben fortsetzen konnten. Die 30 Millionen Gulden Staatsschuld, welche Kaiser Rudolf II. bei seinem Tode hinterließ, lassen sich zu einem guten Teile auf seine chemischen Küchen und seine 200 Alchymisten zurückführen. Kein Wunder, wenn verschiedene Fürsten auf Straßenraub und Falschmünzerei verfielen, um ihre zerrütteten Finanzen wieder herzustellen.

Das oben gegebene Beispiel wurde natürlich unten fleißig nachgeahmt. Die Schilderung des Lebens des Adels wie des Bürger- und Bauernstandes zeigt deshalb manche entsprechende, wenn auch modifizierte Züge; Rang und Stand bringen wohl Unterschiede in den Getränken mit sich, aber die wilde Leidenschaft ist überall gleich. Auch die „Bürger und Bauern-Bankette“, die „Wein- und Bierkünste“, die „ein hoch einträglich Geschäft“ bildeten, zeigen von derselben raffinierten Genußsucht, wie sie an den Höfen herrschte. In erschreckendem Maße nahm namentlich der Branntweingenuß zu; in der

Stadt Zwickau gab es im Jahre 1600 nicht weniger als 34 Brauntweinbrennereien. Die Putz und Modesucht ist ebenso allgemein. Man könnte sie eine Fortsetzung der ähnlichen Mißstände des Mittelalters nennen, das wie das 16. Jahrhundert zu Duzenden seine nicht befolgten „Kleiderordnungen“ erließ. Besonders abscheulich müssen die „Pluderhosen“ und „Gänsebäuche“ gewesen sein, womit die stattlichen deutschen Männer sich entstellten. Was aber Janßen von den dicken, gelben, geborgten oder erkauften Haarflechten der Frauen sagt, von ihrem „kleinen samtenen Hüttlein“, von dem „Schminken, Stirnmalen und Anschmieren von allerlei fremden Farben“ kann als ein treffliches Kapitel gegen die modernen Frauenmoden gelten.

Neben den rein ökonomischen Ursachen macht sich die traurige Wirkung der Reformation auch auf dem Gebiete des Armenwesens geltend. Man hat bis in die neueste Zeit hinein das Mittelalter ganz irrtümlicher Weise beschuldigt, daß es keine geregelte Armenpflege besessen, ja den Bettel durch vernunftloses Almosengeben förmlich gezüchtet habe. Das ausgehende Mittelalter hat zahlreiche vortreffliche Armen-Ordnungen aufzuweisen, die besten wohl die Niederlande, wo sie sich enge an die Spitäler angeschlossen. Allen Gattungen der Notleidenden suchte man Rechnung zu tragen. In manchen Spitälern z. B. auch in Freiburg und Luzern wurden Pfründen für Irresinnige gekauft oder sogar eigene Häuser gebaut. Die Abschiede vieler Reichstage z. B. zu Lindau 1497, zu Freiburg 1498, zu Augsburg 1500 enthalten Bestimmungen, daß die Regierungen „jeder Stadt und Commun ihre Armen selbst ernähre und unterhalte.“ Diese Armen-Ordnungen hatten gegenüber jenen des 16. Jahrhunderts den großen Vorteil, daß sie über den unerschöpflichen Schatz einer ununterbrochenen christlichen Wohlthätigkeit verfügen konnten. Daß diese reiche Quelle unter der Herrschaft der neuen Lehre versiegte, hat niemand lauter als Luther selbst beklagt. Die guten Werke standen eben nicht mehr in Achtung. Gleichzeitig wurden in schamloser Weise die Kirchengüter, welche die großartigsten öffentlichen Armen-Fonds bildeten, geplündert. Aber wie heute noch, so ging es auch damals: „Das weggenommene Kloster- und Kirchengut“ war schnell „zerstäubet.“ Was die unselige Glaubensneuerung übrig gelassen, das vernichtete auch auf dem Gebiete der Armenversorgung der dreißigjährige Krieg, der nur noch einen Bruchteil der ehemaligen Bevölkerung in Hunger und Elend übrig ließ. Dann aber — nach Pest, Krieg und Mißwachs zeigte sich die Massenarmut in der schrecklichsten Gestalt, vertreten durch große organisierte Räuberbanden und Bettlerzüge, die nach Tausenden zählten.

Dieser Teil des achten Bandes bildet eine zusammenhängende Darstellung. Der nun folgende Abschnitt über das Hexenwesen trägt mehr den Charakter einer selbständigen Monographie, die ich das nächste Mal skizzieren möchte.

(Schluß folgt.)